

Internationale Gesellschaft für Tiefenpsychologie e.V.

Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger – Sitz Stuttgart

Vorsitzende:	Dr. Konstantin Rößler Gideon Horowitz Margarete Leibig
Wissenschaftliche Leitung:	Dr. Renate Daniel Prof. Johanna Haberer
Geschäftsführerin:	Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von:
Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter – Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha
– Pfarrer Rudolf Daur

71. Jahrgang

Februar 2021

Liebe Freundinnen und Freunde,
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

zum Jahresbeginn wünschen Ihnen Vorstand, wissenschaftliche Leitung und Geschäftsführung der igt ein freundliches, gelingendes und vor allem gesundes Jahr 2021!

Unser herzlicher Dank geht an Herrn Pfarrer Wolfgang Teichert: seine Zusammenfassung aus den Vorträgen zu unserem Thema

Vertrauen schaffen Von Verunsicherung, Verrat und Verbundenheit,

vermittelt wieder einen prägnanten und zugleich sehr lebendigen Eindruck unserer Tagung. Die vollständige Textfassung der einzelnen Referate werden Sie wie gewohnt mit unserem im Herbst erscheinenden Tagungsband erhalten. Gerade in Pandemiezeiten hatte sich die Themenwahl als ungemein fruchtbar und bedeutsam erwiesen. Der hohe Stellenwert von Vertrauen als Lebensgrundlage wurde im interdisziplinären Zugang mit gesellschaftspolitischen, soziologischen, theologischen und psychotherapeutischen Beiträgen in all seinen so unterschiedlichen Facetten deutlich – ganz besonders angesichts des großen Wandels, den unsere Gesellschaft derzeit auf dem Hintergrund einer Pandemie durchlebt. Dass unsere erstmals als vollständiges Online-Format durchgeführte Tagung dabei einen solch großen Zuspruch und so viele positive und vertrauensvolle Rückmeldungen von Ihnen erhalten hat, freut uns ganz besonders. Beim Lesen und Wiederentdecken in den Texten wünschen wir Ihnen nun viel Freude. Weitere Informationen zur vergangenen wie zur kommenden Tagung finden Sie auch auf unserer Website www.igt-lindau.de.

Ausgehend von Ihren Vorschlägen und in der Erwartung und Hoffnung darauf, dass wir uns alle im Herbst wieder in Lindau persönlich begegnen können, haben wir für die diesjährige Tagung vom 31.10.–4.11.2021 das Thema

Leibhaftigkeit Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität

ausgewählt und hoffen, damit Ihr Interesse und Ihre Lust zur Teilnahme zu wecken.

Für Ihre zahlreichen, kreativen und ganz unterschiedlichen Anregungen zum Tagungsthema und zum Tagungsablauf danken wir sehr herzlich und freuen uns auf ein Wiedersehen in Lindau im Herbst.

Herzlich – Ihr Konstantin Rößler

Vertrauen schaffen

Von Verunsicherung, Verrat und Verbundenheit

Zur Online-Jahrestagung der igt 2020

„Vertrauen wächst langsam und schnell wird es zerstört. Es bedeutet ein Risiko zu vertrauen und beinhaltet stets ein Wagnis“, so begann der Vorsitzende der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie (IGT), Konstantin Rößler, seine Eröffnungsrede. Das Risiko war groß. Würden die Besucherinnen und Besucher dies Onlinewagnis in Vortrag und vor allem in den Gruppen annehmen? Um es vorweg zu sagen: Es war gut und richtig, dies mit digitaler Präsentation und Verbindung zu versuchen. Warum gehen wir ein solches Wagnis aber überhaupt ein? Nun: Vertrauen mindert Angst. „Wie wichtig Vertrauen für das Gelingen von Beziehungen ist, erleben wir vor allem dann, wenn es brüchig wird oder fehlt, oder darin, wie sicher und geborgen es sich anfühlt, wenn wir zu Recht vertrauen können“, vertrauen sogar dem „Nachbarn“ im virtuellen Raum der Gruppe im Zwiegespräch. „So intim habe ich selten gesprochen“, tat eine Teilnehmerin nach der Tagung kund. Also ist, so fragte der Vorsitzende, „Vertrauen als wichtigste Währung“ zu verstehen?

Neben dem bekannten Urvertrauen wollte der Eröffnungsvortrag des Theologen **Wolfgang Teichert** (Hamburg) ein erwachsenes Vertrauen stark machen. Unter dem Thema „**Judas' Schatten – Verrat als Initiation ins Vertrauen**“ kam der Schatten als die andere Seite von Vertrauen gleich zu Beginn ins Gespräch. Die (biblische, mythische, literarische) Figur des Judas diente als Bild und vor allem auch als Führer durch das Labyrinth von Vertrauen und Verrat. Judas wird dann zugleich ein Bild für Handeln, aus dem Schuld entsteht. Frage des Referenten: Was, wenn eine Schuld nie beglichen werden kann? Wie sich befreien aus der Fixierung auf etwas, das sich nicht mehr ändern lässt? Kaum eine Verletzung tue so weh und sei so traumatisierend, wie Verrat – gerade in Vertrauensbeziehungen. Das reiche vom Liebesverrat bis hin zum Verrat, der Andere ans Messer und an den Tod ausliefert. Man tue aber gut daran, Verrat der Liebe oder Verrat aus Liebe vom politischen und ideologischen Verrat zu unterscheiden. Denn Verrat ist nicht zu allen Zeiten derselbe. Die politische Geschichte (besonders ausführlich geschildert von Margret Boveri in den Jahren 1950 bis 1965) zeigt: „Was gestern noch Tugend war, kann heute Verrat sein.“ Mit der Judasgeschichte des Neuen Testaments geht es weniger um historische Rekonstruktion. Das Verhältnis von Verrat und Vertrauen lasse sich besser erfassen, wenn man die Orte, Situationen, typische Felder und die Stimmungen aufsucht, in denen in der Judasgeschichte Verrat situiert

ist. Die Verratsgeschichte des Judas bekommt beim Essen ihren ersten dramatischen Höhepunkt. Essen und Verraten geraten in seltsame Nähe. Vertilgen und Verraten gehörten zusammen. Das hatte schon Albert Schweitzer betont: Bei ihm führt diese Einsicht der Nähe von Verrat und Vertrauen beim Essen zur Ethik des Respekts und der Ehrfurcht vor dem Leben. Um das Verratsdilemma beim Essen auszuhalten und zu gestalten, gebe es die Tradition des Abendmahls („last supper“), das die Ambivalenz von Essen und Vertilgen im Gedächtnis behalten will. Nach dem oralen Verrat dann der anale: Das Johannesevangelium zeichnet Judas in besonders scharfem Gegensatz zur sich verschwendenden salbenden Frau als geldgierigen Dieb und Verräter; übrigens mit fataler Wirkungsgeschichte bis hin zum heutigen Verhältnis von Therapie und Geld: Geld nämlich bilde in der Regel einen schwarzen Fleck psychoanalytischer Selbstbeobachtung, sowohl des Analysanden als auch des Analytikers. Nach den oralen und analen Seiten der Verratsmöglichkeiten folgte der Liebesverrat als dramatischer Höhepunkt mit der erotisch-sexuellen Seite des Judaskusses. Er lenke auf die libidinöse Judas-Christus Beziehung hin. „Vielleicht“, so die These, „ist die Verratsgeschichte des Judas jene prekäre Zumutung, wo das bisherige an der Mutter orientierte Urvertrauen sich wandeln muss hin zu einem erwachsenen Leben mit gebrochenem und enttäuschem Vertrauen zu leben.“ Anders gesagt: Die Verratsgeschichte setzt sich mit dem Risiko des Existierens auseinander und nimmt die Krücken vermeintlicher Sicherheit. Schließlich der Verrat in der Politik: War Brutus ein kaltblütiger Killer, oder jemand, der mit Caesars Ermordung die römische Republik retten wollte? Ist der Whistleblower Edward Snowden ein mediensessener Spinner und Landesverräter oder ein Held der Demokratie? Im politischen Umfeld sei Verräter nicht gleich Verräter. „Es kommt immer darauf an, wer den Krieg gewinnt“, so Margret Boveri und weiter: „Verrat ist Vertrauensbruch, und auf der Vertrauenswürdigkeit des anderen beruht alles Zusammenleben der Menschen, gleichgültig wie ihre Lebens- und Staatsform im Einzelnen aussehen mag. Verrat ist aber auch ein Element der historischen Entwicklung von politisch organisierten Gemeinschaften, denn aller radikaler politischer Wechsel hebt mit Verrat an.“ Schlussfrage: Kann man mit Verrat und vor allem mit Verraten leben? Darauf gebe es keine schnelle Antwort. Stattdessen sei ein besonderes Bild aussagekräftiger: Christus trägt den toten Judas auf dem Rücken (Säulenkapitell in der Kathedrale Sainte-Marie-Madeleine aus dem 12. Jahrhundert im burgundischen Vézelay). Eine Verratsgeschichte rufe eben nach unseren besseren, barmherzigen Seiten. Fazit: Mit erlebtem und erlittenem Verrat verhält es sich so, wie wenn man nach einer schweren Krankheit zu einem neuen, demütigeren Leben kommt, in dem Gesundheit nicht mehr selbstverständlich ist. Wer in die Verratsgeschichte tief eingetaucht ist, kann beim Wiederaufsteigen nicht mehr genau sagen, was geschah. Man weiß nur, dass man gewandelt worden ist, zu einer vertrauenden, geprüften Haltung, die zuweilen die Erfahrungen von Misstrauen, Verrat und Enttäuschung zu umfassen fähig ist.

In der Abendveranstaltung des ersten Tages gab es ein Gespräch zwischen den Schwestern **Sabine Rückert** und **Johanna Haberer** (Großensee). Ihr Thema **Vertrauen und Verbrechen**. Jedes Verbrechen zerstört Vertrauen. In den Staat, in die Mitmenschen, in die eigene Person. Sabine Rückert aus der ZEIT-Chefredaktion verfolgte als Expertin für Verbrechen und deren Bekämpfung große Strafprozesse, schrieb preisgekrönte Gerichtsreportagen und ging unvorstellbaren Kriminalfällen nach. Durch ihre Berichterstattung deckte sie außerdem zwei Justizirrtümer auf. Verliert man dabei nicht selber jedes Vertrauen in Recht und Gerechtigkeit? Zunächst, so die Journalistin, gehe es bei solchen Prozessen weniger um Gerechtigkeit. Eher solle der „Rechtsfrieden“ wieder hergestellt werden. Denn durch Verbrechen sei dieser bei den Betroffenen empfindlich gestört. Es brauche „eine große staatliche Anstrengung“ solchen Frieden wieder zu etablieren. An vier detailgenau berichteten Fällen schilderte sie, wie das vor Gericht geschieht. So habe sie Jan Philipp Reemtsma, der jeden Prozesstag gegen seine Entführer selber mit besucht hatte, gefragt: „War die Verhandlung für Sie Therapie?“. Antwort: Nein, denn Therapie habe im Gerichtssaal nichts zu suchen. Es gehe dort darum, neben der Rekonstruktion der Tat, Ordnung und Rechtssicherheit wieder herzustellen.

Dadurch würde den Traumatisierten signalisiert, dass sie nicht Opfer eines anonymen Schicksals gewesen seien, sondern dass es konkrete Täter gebe. Dies zu erleben, sei entscheidend dafür, dass die eigene verloren gegangene Identität sich wieder einstellen könne. Das heiße aber auch, dass Polizei, Gerichte, Rechtsbeistände integer, also vertrauenswürdig sind. Dass dies Vertrauen in die Aufklärungsarbeit des Staates nicht immer gewährleistet ist, machte Sabine Rückert am Fall eines Jugendlichen deutlich, der nach verschiedenen Stationen (die wir hier vernachlässigen) nachts im Wald von der Polizei – betrunken wie er war – auf der Straße ausgesetzt worden und später von einem Auto dort überfahren worden war. Erst dessen Eltern hätten den Hergang dieses Falls in jahrelanger Mühe und Verzweiflung selbst ermittelt und zur Anzeige bringen können. Ein weiteres Beispiel zeigte, wie blindes Vertrauen verbrecherisch ausgebeutet worden ist. Ein ebenso charmanter wie skrupelloser „Finanzjongleur“ hatte das Vertrauen (und die Gier) seiner Klienten jahrelang ausgenutzt und konnte sie so um Millionen prellen. Die Scham der Geprellten hatte ihn zudem – ehe er aufflog – noch Jahre lang geschützt. Man müsse aber auch sagen: Erst das Vertrauen der Gierigen und deren Gewinnsucht habe dies Verbrechen ermöglicht. Der dritte Vertrauensbruch: Die enttäuschte Liebesbeziehung einer Frau zu dem damals bekannten „Wetterfrosch“ Kachelmann. Sie hatte ihn angezeigt wegen Vergewaltigung. Kachelmann wurde sofort verhaftet. Erst allmählich kam heraus, dass sie aus Rache diese Vergewaltigung nur vorgespiegelt hatte. Sie habe sozusagen die Staatsgewalt benutzen wollen, um den Anderen zu vernichten. Damit ist sie dann in keiner Instanz durchgekommen. Die vierte Geschichte eines Ehepaars, bei dem die Ehefrau plötzlich spurlos verschwunden gewesen ist, machte deutlich, dass hinter der Fassade und im Vertrauen auf bürgerliche und gesellschaftliche

Wohlanständigkeit der Ehemann seine Frau habe ermorden können, ohne dass man ihm den Mord zunächst nachweisen konnte. Der Zufall einer Zeugenaussage brachte dann die Ermittlungsbehörden auf die Spur. Auch hier sei Geldgier Motiv für Mord und Bruch eines einmal gelebten Vertrauens gewesen. Am Schluss die Frage, ob man als Journalistin bei so vielen rekonstruierten und beschriebenen Verbrechen, nicht selber nur noch misstrauisch sei? Antwort: Es sei wichtig, vertraute und vertrauensvolle Menschen um sich zu wissen. Aber es sei ebenso ratsam, zu den Übrigen einen gewissen Abstand einzuhalten, und nicht vertrauensselig auf jede und jeden zuzugehen.

Der zweite Tag begann mit dem Referat des Münchner Soziologen **Armin Nassehi**: „**In God we trust, all others pay cash**“. Diese Formulierung sollte die Spannung beschreiben zwischen einem Vertrauen, das eine Art von Vorschuss darstellt und einem Vertrauen, das sich (auf dem Geldschein) bewähren muss. Was also ist Vertrauen: Mit Niklas Luhmann verstand der Referent Vertrauen als einen „Mechanismus zur Reduktion von Komplexität.“ Zu Deutsch: Obwohl Dinge und Menschen komplizierter und komplexer sind, als wir sie sehen, vertraut man ihnen einfach. Beispiel ist das Grundvertrauen in den, der die U-Bahn fährt, oder bei einer Krankenhausoperation, wenn man sich vertrauensvoll sedieren lasse. Vertrauen habe dann die Funktion, die meisten Eventualitäten nicht eintreten zu lassen. Man hält mit solchem Vertrauen Enttäuschungserfahrungen gering, obwohl Vertrauen das Risiko enthalte, „dass andere sich anders verhalten, als ich es mir vorstelle.“ Vertrauenssituationen sind also dadurch gekennzeichnet, dass man nicht alles wissen will, dass man sogar auf zu explizites Wissen verzichtet, wie in der gegenwärtigen Krise. Vertrauen sei also auch ein Abschied von großen Kontrollillusionen, auch wenn das zuweilen demütigend wirke. Wann schwindet Vertrauen? Wenn man zu viel weiß und wenn Erwartungen enttäuscht werden. Darum fordere man in Konflikten Durchsichtigkeit, denn man hat kein Vertrauen mehr. Vertrauen hänge im Übrigen davon ab, „wieviel Enttäuschungserfahrungen nötig sind, um einigermaßen friedlich zu leben“. Vielleicht unterschätze man heute das Vertrauen in kalkulierbare Lebenswelten. Denn man plant trotzdem sein Leben und formuliert unter Umständen auch langfristige Ziele. Aber seit etwa fünfzehn Jahren ist diese kalkulierbare Erlebenswelt, deren Kontinuität auch durch Institutionen gewährleistet gewesen ist, geringer geworden. Die gesamte Doppeldeutigkeit von Vertrauenskommunikation zeige sich, wenn jemand einem sagt: „Sie können mir vertrauen“. Das sei ein schwieriger Satz, denn sobald man über Vertrauen reden muss, verschwindet Vertrauen. Was beruhigen soll, beunruhigt. Es sei unmöglich, aufrichtig zu kommunizieren. Das gelte auch für eine Frage wie „Liebst Du mich?“ Man könne nicht einfach vom Mentalen zum Kommunikativen wechseln. Denn (mit Talcott Parsons) jede Kultur habe eine latente Struktur. Darauf beruhe unsere Alltagskommunikation. Das heißt: Kultur funktioniere nur, wenn sie gegenseitigen Respekt garantiert vor allen Totalansprüchen. Man könne auch von einer

Ethik des Taktes sprechen. Kann man digitaler Kommunikation vertrauen, also jener schwellenlosen Erreichbarkeit jedes Menschen zu jeder Zeit? Etwa einem sich selbst steuernden Auto? Ein selbstfahrendes Auto könne beispielsweise unzählige Daten speichern und abgeben an alle möglichen Interessenten, nicht nur an die Straßenaufsicht und Polizei, sondern auch an Tankstellen, Autowerkstätten, Restaurants, Supermärkte und Shoppingmalls, Krankenhäuser, Kfz-Versicherungen etc. Letztlich wissen die datengenerierenden, -speichernden und -diffundierenden Maschinen ungleich mehr über uns als wir selbst und auch mehr über die Gesellschaft, als wir jemals ohne sie erheben können. Aber am Ende weiß niemand, in wessen Obhut die Daten geraten und wie sie (aus-) genutzt werden. Es gelte eben auch hier der Unvollständigkeitssatz, nach dem formalisierte Systeme nicht widerspruchsfrei beschrieben werden können. Künstliche Intelligenz bleibe – zumindest vorerst – trotz aller Zaubertechnologien wie “deep learning systems”, “smart technologies” oder “neural networks” in den schematischen Grenzen ihrer Algorithmen befangen und schaffe nur im Rahmen ihrer Programmierungen lernende Eigenleistungen. Nur, wenn wir Fehlermöglichkeit zurechnen, also nicht berechenbare und unvorhergesehene Ereignisse (Kontingenz) zuließen, könne man sich dieser Form von Intelligenz bedienen. Der Soziologe aber ist überzeugt, dass die Logik des Digitalen, also das Prinzip der Mustererkennung, schon lange unser Leben bestimmt, noch bevor es überhaupt Computer gab. Kurz gesagt: Wenn die Digitalisierung nicht perfekt „zu dieser Gesellschaft passen würde, wäre sie nie entstanden oder längst wieder verschwunden“. Nassehi bedient also nicht die gängige Kulturkritik. Er sieht zwar die gespenstische Macht der „Datenkraken“ und die Gefahr, dass die Öffentlichkeit manipuliert wird oder dass die Digitalisierung vertraute Arbeitswelten zerstört. Er betont auch, dass Entwicklung von Algorithmen niemals geschieht, sondern macht- und interessengesteuert ist; dass diese Zählmaschinen tief ins Innerste gehen, wo sie intimste Regungen abgreifen und als Datensätze zwecks Verhaltenssteuerung weiterverkaufen. Hier müsse man Grenzen setzen. Andererseits, gab er zu bedenken, sei bereits die bürgerliche Lesekultur ein Abrichtungsunternehmen gewesen, „eine neoliberale Welt der Selbstoptimierung avant la lettre“. Die Digitalisierung sei kein „Fremdkörper. Sie ist Fleisch vom Fleisch der Gesellschaft“. Sie verdoppele die Welt, diesmal nicht in Buchstaben, sondern in Daten. Damit wird die Welt noch einmal abstrakter. Wir bekommen sie nicht mehr direkt zu greifen, sondern nur noch als Spur einer Spur, eben als Datensatz. Dieser enthalte nicht das reale Außen der Welt, sondern lediglich die Welt „in ihrer Datenförmigkeit.“

Aber man müsse sich nicht im Datennebel verirren und man könne hinter all dem digitalen Chaos ganz viel Ordnung erkennen. Er empfiehlt Gelassenheit und ein wenig Systemvertrauen: „Die moderne Gesellschaft ist nicht das Ende einer Ordnung, sie generiert Ordnungen in nie da gewesener Form.“

Mit ihrem Referat „**Selbstvertrauen und Weltvertrauen in bedrohlichen Zeiten**“ setzte **Renate Daniel** (Zürich) nicht nur einen tröstlichen, sondern auch einen listigen Akzent zum Welt- und Selbstvertrauen; tröstlich, weil sie zunächst den Aktualitätsdruck herausnahm, und listig, weil sie sich eines Märchens bediente. Ausgangspunkt ihrer Überlegungen war die derzeitige Diskussion über das Recht auf einen selbstbestimmten Tod. Dass man sterben muss als gewissestes Datum des Lebens, nähre zugleich die Sehnsucht nach Unsterblichkeit. Neu ist das nicht. Dem Mythos nach hat bereits vor etwa 5000 Jahren Gilgamesch, der einstige König von Uruk, das Unsterblichkeitskraut gesucht. Wir seien heute ziemlich erfolgreich im Kampf gegen Lebensbedrohungen durch Krankheit. Dieser Sieg über Krankheiten habe Konsequenzen für Vertrauen. Wörtlich: „Nicht mehr alle Krankheiten sind Schicksalsschläge, sondern manchen können wir entgehen, wenn wir uns vorsichtiger verhalten, wenn wir weniger vertrauensvoll, weniger naiv, weniger unbeschwert sind.“ Spätestens seit Covid-19 sei deutlich, dass umsichtiges Verhalten unser Infektionsrisiko reduziert. Wir sind zumindest teilweise verantwortlich. Ansteckung sei nicht mehr ausschließlich Pech oder Schicksalsschlag. Der Preis sei, dass man Gefahren vieler Erkrankungen gar nicht mehr kennt. Sie sind abstrakt geworden, „dadurch emotional weniger relevant“. Deswegen fürchte man sich mehr vor Impfungen als vor der Krankheit selber. Um aber einem Impfstoff „Vertrauen“ schenken zu können, so Renate Daniel, braucht es Aufklärung über Risiken, Nebenwirkungen sowie über Haftungsfragen. „Sollte der Eindruck entstehen“, meinte sie, „dass darüber nicht offen kommuniziert wird, könnte das Vertrauen massiv erschüttert werden, insbesondere falls es zu einer Impfpflicht käme.“ Vertrauen brauche nämlich Offenheit, Aufrichtigkeit und Wahrheit: Truth and trust im Englischen seien nicht zufällig sprachlich verwandt. Hinzu komme pandemiebedingt, dass man dem eigenen Körper misstraut. Vertrauen also werde vermieden im Dienst des Selbstschutzes, um nicht emotional verletzt zu werden, wenn der andere sich abwendet, meinte die Referentin, (die israelische Soziologin Eva Illouz zitierend). Die aktuell gebotene körperliche Distanz habe dazu geführt, dass wir existentielle Erfahrungen und Rituale gar nicht oder nur begrenzt teilen. Und über die Bedeutung der Psyche im Hinblick auf die Infektionserkrankung im Sinne psychosomatischer Zusammenhänge (Stichwort: Psychoneuroimmunologie) sei öffentlich wenig diskutiert. Panik und monatelanger Stress oder schlimme Sorgen hätten Auswirkungen auf das menschliche Immunsystem und die Infektionsanfälligkeit. Es könnte sein, „dass der zunehmende chronische Stress, ökonomische Krisen und globale Panikreaktionen in den westlichen Industrienationen für die pandemische Verbreitung von Infektionskrankheiten mitverantwortlich sind.“ Eine interessante These, weil man ja weiß, dass tägliches Ansehen der schrecklichen Bilder der beatmeten Covid-19 Patienten Einfluss auf die Zuschauenden hat. Wenig beachtet sei, dass Leugnen oder Ignorieren von Fakten auch deshalb geschehe, weil man eben Vertrauen in bestimmte Personen nicht verlieren will. Zitat: „Wenn es einem Menschen gelingt – auch als Politiker oder Diktator – bei anderen

Menschen große Bewunderung bis hin zu einer religiös anmutenden Ehrfurcht zu erzeugen, ist es eine seelisch logische Reaktion, Vertrauen zu schenken.“ Und hier kommt nun die listige Variante ins Spiel, indem die Referentin ein jüdisches Märchen, „Das Holzschwert“, einführt (gefunden bei Gideon Horowitz). Es handelt von einem Schuhflicker, der mit den Seinen zufrieden lebt, bis er nachts Besuch vom verkleideten schlaflosen König erhält. Der hat die Macht, aus Neid, oder um den Schuhflicker auf die Probe zu stellen, ihm das Berufsleben schwer zu machen, indem er alles verbietet, was dem Schuhflicker Geld einbringen könnte. Der ist am Ende völlig mittellos. Eine rettende Idee kommt ihm, als er zwei Jungs beobachtet, die mit Holzstöcken fechten. Er verkauft die wertvolle Stahlklinge, die er vorher vom König bekommen hatte und ersetzt diese durch eine hölzerne Klinge. Dieser Verkauf kommt ans Tageslicht, als er vom König den Befehl erhält, einen Verurteilten mit dem Schwert umzubringen. „In dieser kritischen Lage blickt der Schuhflicker auf dem Weg zum Hinrichtungsplatz in den Himmel und bekommt plötzlich eine Idee. Die Arme zum Himmel erhoben ruft er: „Allmächtiger Gott! Du weißt alles. Ich aber bin blind und unwissend. Ich weiß nicht, ob der Mann vor mir schuldig ist oder unschuldig. Wenn dieser Mann schuldig ist, dann soll mein Schwert ihm ohne Erbarmen den Kopf abschlagen. Ist er aber unschuldig, so soll sich mein Schwert auf der Stelle in Holz verwandeln.“ Dann zieht er sein Schwert aus der Scheide und alle Zuschauer sehen, dass es aus Holz ist. So kommt der Verurteilte frei. Der König lobt Einfallsreichtum und Gottvertrauen des Schuhflickers und ernennt ihn zum obersten Minister. Diese kleine Erzählung als ebenso listiges wie vertrauensvolles Narrativ (Selbstvertrauen, Weltvertrauen und Gottvertrauen) kapituliert nicht vor den verschiedenen Berufsverboten (das ist aktuell in der gegenwärtigen Krise). Aber der Protagonist falle nicht in Schockstarre, sondern nimmt vorhandene Chancen wahr und nutzt sie. „Not macht erfinderisch“ heißt das im Volksmund. Oder mit Renate Daniel: „In einer existentiellen Krise geht es um den Mut, herkömmliches Denken oder Verhalten über den Haufen zu werfen, sich auf das Nicht-Wissen einzulassen und für das bisher Verborgene zu öffnen“; in diesem Fall der Einfall aus dem Unbewussten, dem Bereich des bisher Verborgenen, aus dem Bereich des Nicht-Wissens. Wörtlich: „Eine Idee stammt demnach nicht vom Ich, sondern kommt zum Ich und somit ins Bewusstsein. Vielleicht sprechen wir deshalb klugerweise nicht von Ich-Vertrauen, sondern von Selbstvertrauen, als Offenheit des Ich für den Zustrom aus dem Unbewussten, eine Offenheit für etwas, das das „Ich“ transzendiert. „Die eigentliche Aufgabe des Ich ist es, das einströmende Material aufzugreifen, in eine Form und somit in die konkrete Realität zu bringen. Und da es etwas Neues ist, muss es gewagt werden.“, so die Psychotherapeutin. Dabei können geltende Moralvorstellungen im Interesse von Leben listig ausgehebelt werden. Aber dies sei nicht ohne Risiko. Man könnte entdeckt und zur Verantwortung gezogen werden. Das Märchen selber bringt trickreich den Schuhflicker in eine Situation, die sein Vergehen ans Tageslicht bringen könnte. Der Schuhflicker aber benutzt den menschlichen Glauben an

Gottes Allwissenheit und Wundertätigkeit und kann so den Zuschauern eine glaubwürdige Lüge anbieten für die hölzerne Klinge des Schwertes! Warum das gelingt? Antwort: „Beide haben gelernt und die lebensfördernde Kraft ihres jeweiligen Schattenpotentials erfahren“. Das setze allerdings ein belastbares Selbstwertgefühl voraus. Allgemein gesagt: Ethische Prinzipien oder Moral seien laut dem Märchen nichts Absolutes, nichts Starres, sondern abhängig von der jeweiligen Situation (Kontext), „auch wegen einer tiefgreifenden Zweideutigkeit, einer alles durchdringenden Verflochtenheit von Gut und Böse in dieser Welt.“ Das sei aber eine Provokation für all diejenigen, die auf einer eindeutigen Unterscheidung von Gut und Böse beharren. Theologische Frage der Referentin zum Schluss: Was sagt Gott zum Schatten, also zu List und Lüge? Was erwartet den Schuhflicker, der Gott zu seinen Zwecken „missbraucht“ hat? Renate Daniel zitierte ihre Kollegin Johanna Haberer. In der Bibel werde „geschummelt und betrogen, verleugnet und gelogen, dass sich die Balken biegen“. Diejenigen, die es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen, würden in der Bibel niemals moralisch verdammt. Lüge, List und Täuschung seien sozusagen „schöpfungsimmanent“ und könnten dem Leben dienen. Sie seien zwar nicht immer lebensförderlich, sondern häufig zerstörerisch. Als Beispiel zitierte Renate Daniel verschiedene Missbrauchsfälle der vergangenen Wochen. Wenn man aber, betonte sie, diesen Tatsachen ausweicht, könnte man die Chance verpassen, seine eigene Kompetenz „im Umgang mit dem Schatten zu vergrößern“, da diese Geschichten – wie gezeigt – einen breiten Wissensschatz über den Umgang mit zerstörerischen Kräften enthalten. Am Schluss gab sie ein Beispiel, wie man Abenteuer in der Außenwelt nur bestehen kann, wenn man gleichzeitig die Abenteuerreise in die innere Welt wagt, um Quellen zu entdecken, aus denen man schöpfen kann. Darauf baue zum Beispiel das Kinderspital Zürich in der Kinderanästhesie. Eine Clownin besucht das Kind vor der Operation. Sie sei häufig auch die erste Person, die im Aufwachsraum am Bett sitzt, wenn das operierte Kind wieder das Bewusstsein erlangt. Die Kinder vertrauten ihr häufig etwas an, dass sie zuvor niemandem anvertraut haben – obwohl sie die Clownin nicht kennen: „Vertrauen braucht also nicht immer Vertrautheit, sondern kann ganz im Augenblick durch die Qualität der Beziehung möglich werden“.

Mit der Beobachtung und These, dass traumatische Ereignisse Selbst- und Weltverhältnis von Menschen nachhaltig erschüttern und dass sie auch und gerade religiöse Überzeugungen vernichten können und damit auch die Fähigkeit, anderen zu vertrauen, setzte sich der Vortrag der Marburger Theologin **Maike Schult** auseinander. Ihren Titel aus Dostojewskis Brüdern Karamasow **„Ich gebe Gott ehrerbietigst die Eintrittskarte zurück. Zur Vertrauensfrage nach traumatischen Ereignissen“** begann überraschend mit der Erfindung der Eisenbahn. Die Einführung technischer Apparaturen nämlich (so bereits der Historiker Wolfgang Schivelbusch) habe verändernde Auswirkungen auf die seelische Verfassung von Menschen in der beginnenden Moderne. In den

USA habe Ende des 19. Jahrhunderts der Siegeszug der Eisenbahn gleichzeitig große Angst hervorgerufen (Stichwort „Abteilmorde“). Der Achsenbruch bei Versailles (1842) sei für die Zeitgenossen ein Unfall wie eine „Ikographie der Hölle“ gewesen! Solche technischen Unfälle habe man bis dato nicht gekannt. Es hätten sich bei den Zeitgenossen Gefühle eingestellt, als dringe von außen etwas plötzlich und unerwartet in die Psyche ein. Deswegen erweckten Eisenbahnunfälle großes Interesse. John Eric Erichsen verwendete erstmals 1866 den Begriff des „railway-spine“. Spine bedeutet Wirbelsäule. Er meinte damit psychische Auswirkungen, vor allem Schocks, nach Eisenbahnunfällen, für die er aber in erster Linie chronische Rückenmarksveränderungen verantwortlich machte. Die ersten, die überhaupt von solchen psychischen Veränderungen sprachen, waren alle Chirurgen, deswegen auch der Verweis auf den Rücken und das Rückenmark. Immer häufiger wurden allmählich Angst und Schrecken betont, bis schließlich gegen Ende des Jahrhunderts auch von einer „Schreckneurose“ gesprochen wurde. Die Traumaforschung war geboren, obwohl es Wort und „Erleidnis“ bereits auch früher gegeben habe. Trauma stamme ursprünglich aus der Seemannsprache und bedeutet: „Das Loch im Schiffsrumpf“. Diese Leerstelle sei der Ursprung des Begriffs gewesen, ehe er dann im 19. Jahrhundert von der Chirurgie auf psychische Vorgänge übertragen wurde. Sie selber habe sich bereits früh darüber gewundert, so die Referentin, dass Theologen – nach dem ersten Weltkrieg zurückgekehrt – intensiv Dostojewski gelesen hätten. Ihre These: Diese Theologen hätten damals – indirekt – mit dieser Lektüre eigene Kriegstraumata bearbeitet. Nach dem ersten Weltkrieg haben nach vorsichtigen Schätzungen über 600.000 Menschen alleine unter den deutschen Soldaten Trauma-Störungen erlitten. Dies wurde damals als Kriegsneurose oder Schell-Schock, manchmal auch als Zweckneurose bezeichnet. Umgangssprachlich wurden die Menschen meist als „Kriegszitterer“ bezeichnet. Erst mit der Einführung des Kunstwortes „Psychotraumatologie“ (1991) habe solch Erleben offizielle Anerkennung gefunden. Dazu habe auch der Mut vieler Frauen, erlittenes Unrecht erlebter sexualisierter Gewalt öffentlich zu machen, wesentlich beigetragen. Psychotraumatologie sei eine behandelnde Wissenschaft, die sich um Gewalt in Beziehungen (interpersonell) ebenso kümmert, wie um Verletzungen des Körpers. Sie habe sich heute entwickelt zur so genannten Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). Immer handle es sich um Geschehen von außergewöhnlicher Bedrohung, die in jedem Betroffenen tiefgreifende Verzweiflung auslösen können. Zu einer PTBS gehören – und das macht sie erkennbar – anhaltende Übererregung und Vermeidungshaltungen. Jedenfalls: Nichts ist mehr wie es war – so das Lebensgefühl. Therapeutische Begleitung oder Seelsorge sei außerordentlich schwer, denn Traumaerleidnisse blockieren sämtliche Sprachmöglichkeiten. Sie erzeugen Gefühle von Leerlauf und Sinnlosigkeit. Die Betroffenen suchen nach „Strohhalmen“; einer davon sei die Flucht in dualistische und fundamentalistische Weltbilder“. Dieser Dualismus nämlich verspricht Einfachheit und Übersichtlichkeit und klare Trennungen in schwarz und weiß, böse und gut. Zudem sei jede

Traumaerfahrung einzigartig. Sie lasse sich nicht generalisieren oder auf einen allgemeinen Nenner bringen. Ein „Traumakzept“ könne es nicht geben, ohne das reduktionistisch und simplifiziert verfahren werden würde. Denn solch menschliches Leiden nur nach pathologischen Kriterien in Kategorien zu packen, impliziere gleichzeitig dessen prinzipielle Behandelbarkeit. Trauma aber lässt sich nicht „prinzipiell“ behandeln. Das ist ein „Mythos der Moderne von der Machbarkeit einer leidensfreien Gesellschaft“. Die Subjektivierung, Privatisierung und Pathologisierung des Leidens führe schließlich dazu, entsprechende Lösungen nur auf individueller Ebene, in Form von beispielsweise individueller Psychotherapie, zu suchen. Dabei werde das grundlegende Problem, das oftmals an gesellschaftspolitische und kulturelle Rahmenbedingungen gekoppelt sei, außer Acht gelassen. Diese allzu vereinfachte, systematisierte und technisierte Herangehensweise führe dazu, dass die Täter und die Analyse der spezifischen Situation, die zu dem menschlichen Leiden führte, aus dem Fokus gerieten. Aber ein traumatisches Erlebnis bleibt immer ein unverwechselbarer Schock, ein einzigartiges Erleidnis eben. Jedes Trauma sei sozusagen eine stets neu zu lernende fremde Sprache. Um verletzte Integrität wieder zu ermöglichen, müsse man sich bei der Begleitung auf verschiedene Metaebenen begeben. Eine sei die Literatur. Da könnten Betroffene sich wiederfinden und spüren, dass ihr traumatisches Erleben unter Umständen geteilt werde. Mit Hinweis auf den Psychologen Ulrich Beer (1932-2011) verwies Maike Schult auf die Möglichkeit, traumatischen Erfahrungen mit Vertrauentexten zu begegnen. Literatur also könne ein Mittel werden, sich in die fremde Welt des Traumas einzufühlen, weil sie „die Wunde lesbar und vernarbbar“ machen kann, weil man dort findet, wonach man sich sehnt, nämlich die Möglichkeit von Nähe und Vertrauen. Es sei wohl denn auch kein Zufall, dass zu jedem Eisenbahnhof die Bahnhofsbuchhandlung gehört. Man geht mit einem Buch auf Reisen. Und aus einem Buch stammte ja auch die Themenformulierung, nämlich aus Dostojewskis Karamasow: „Auch hat man die Harmonie zu hoch bewertet, sie geht über meine Verhältnisse. Darum beeile ich mich, meine Eintrittskarte zurückzugeben. Und wenn ich ein ehrlicher Mann bin, so bin ich verpflichtet, sie so bald wie möglich zurückzugeben. Das tue ich auch. Nicht Gott lehne ich ab, Aljoscha, sondern ich gebe ihm nur ehrerbietigst die Eintrittskarte zurück.“

Mit dem Titel **„Weil ich hier leben will“ – Junge Juden in Deutschland zwischen Verunsicherung und Beharren**“ zeigte Rabbiner **Walter Homolka** (Berlin) eine bewegte und bewegende Geschichte junger Jüdinnen und Juden in Deutschland. Gar nicht selbstverständlich, denn nach 1945 war das Vertrauen in die Möglichkeit jüdischer Existenz in Deutschland überhaupt dahin. Es habe lange gedauert, bis aus dem deutschen Verrat an der viel beschworenen deutsch-jüdischen Symbiose neue Verbundenheit wachsen konnte. Trotz wachsendem Antisemitismus heute sagt eine junge Generation: „Ich gehöre hierher, ich will hier leben.“ In drei Worten „Vertrauen, Verrat, Verbundenheit“ suchte Homolka

die Lage in Deutschland zu umreißen. Es habe keine zwei Tage nach Bekanntwerden des Coronavirus gedauert, begann er, dass bald nach „den Chinesen“ „die Juden“ hierzulande als Verantwortliche für die globale Pandemie ausgemacht worden seien: Im Internet, in den globalen sozialen Netzwerken, in Foren und in den verborgenen Ecken des Darknet, dann auf den Straßen. Dort „fanden und finden diese radikalen und durch globale Vernetzung beschleunigten Verschwörungsmymen ihren Ausdruck“. Das beunruhige große Teile der jüdischen Gemeinschaft besonders. Kurze Rückblende: 1990 lebten zwischen 20.000 und 30.000 Jüdinnen und Juden in Deutschland. Zu dieser kleinen Gruppe sogenannter „Alteingesessener“ kam nach der postsowjetisch-jüdischen Einwanderung eine „neue“ Gruppe hinzu. Sie macht heute über 80 % der Jüdinnen und Juden in Deutschland aus. Und das bedeutet: Die jüdische Gemeinschaft wuchs binnen kürzester Zeit auf ein Zehnfaches an. Deutschland war kein „Unort“ mehr für jüdisches Leben, so dass sich in den zurückliegenden Jahren erstmals nach der Shoa Jüdinnen und Juden bewusst auf den Weg gemacht haben, um in diesem Land Fuß zu fassen. Ab den 1990er Jahren bis in die Mitte der 2000er Jahre waren die beiden Communities, die „Alteingesessenen“ und die „Neuen“, insbesondere von Aushandlungsprozessen geprägt. Das waren kulturelle und sprachliche Aushandlungsprozesse, religiöse Aushandlungsprozesse zwischen liberalem Judentum und orthodoxem Judentum, das waren Prozesse der Anerkennung von Migrationserfahrungen oder der Anerkennung tradierter Traumata. Seit Anfang der 2000er Jahre seien nun israelische Jüdinnen und Juden nach Deutschland gekommen, vornehmlich nach Berlin. Die seien meist jung und gut ausgebildet. Sie begreifen ihre Zuwanderung selbstbewusst eher als Mobilitätsbewegung und nicht als Migration. Zuversicht sei die vorherrschende Stimmung bis zum 9. Oktober 2019 gewesen. Aber die antisemitischen Anschläge und Angriffe nicht nur in Halle, in Freiburg oder 2020 in Hamburg haben diese Stimmung kippen lassen: „Terror gegen Juden. Antisemitische Gewalt erstarkt“, begleitet von Vorurteilen und übernommenen Stereotypen: Alltagsantisemitismus sozusagen. Der führe heute, zur stets vorhandenen Sorge um die Sicherheit der Familie, schlimmstenfalls zur erlebten physischen Gewalt. Das gehe hin bis zu jüngsten Polemik gegen den Pianisten Igor Levit: Der hatte nach dem Anschlag in Hamburg von seiner Müdigkeit gesprochen und von seiner Wut. Er wurde daraufhin – selbst in der renommierten Süddeutschen Zeitung – unter „dem Deckmantel einer Musikkritik“ verhöhnt; und das sei nur ein herausgehobenes Beispiel, mit dem Jüdinnen und Juden in Deutschland ständig umgehen müssen. Das in dem von ihm mit herausgegebenen Buch („Weil ich hier leben will ...“ Freiburg 2018) geäußerte Vertrauen, dass Juden heute in Deutschland sicher leben können, sei fast eine „halbe Ewigkeit“ her, rief er aus. Obwohl schon damals klar war, dass es keine einfache Antwort auf die Frage nach der jüdischen Zukunft in Deutschland gibt. Inzwischen müsse man schon wieder die jüdische Identität verstecken, hebräische Namen für die Kinder vermeiden, die Davidsternkette verbergen, oder die Kippa absetzen. Normalisierung sei weit entfernt: „Abgeschottete Synagogen, jüdische Schulen und Kin-

dergärten sind Ausdruck jüdischer Normalität in unserem Land“. Gleichwohl schrieben Leute wie Yan Wissmann immer noch eng mit Deutschland verbunden. Zitat: „Dies ist genau mein Land. Mit all – und trotz – seiner Vergangenheit; mit seinen Widersprüchen und Verklemmtheiten, aber auch mit seinen Neuerungen und ja, eben auch seinen kulturellen und intellektuellen Traditionen, welche jüdische Deutsche unmittelbar prägten.“ Und deshalb die Aufforderung des Referenten: Weil Jüdinnen und Juden hier leben wollen, muss der Staat seine jüdischen Mitbürgerinnen und -bürger schützen, müsse die Zivilgesellschaft gegen Antisemitismus und Rassismus aufstehen, müsse Politik den vielen Reden Taten folgen lassen, darf Vergangenheit nicht vergessen werden: „Judenhass darf nicht wieder sagbar sein, Juden im Kampf gegen Antisemitismus dürfen nicht alleine gelassen werden“, mahnte der Rabbiner. Noch einmal. Es gehe nicht um Schutz für Fremde. Es seien deutsche Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Halle jedoch war und Halle ist inzwischen zu einer Chiffre geworden – einer Chiffre für eine Zäsur im jüdischen Leben Deutschlands. Es war kein Einzelfall: „Der mangelnde Schutz von Jüdinnen und Juden ist auch ein mangelhafter Schutz von uns allen als liberale, demokratische Gesellschaft.“ Im Gegensatz zu Wahrnehmungen der Mehrheitsgesellschaft seien die Anschläge von Halle und Hamburg für die jüdische Community kaum überraschend gewesen. Und doch hätten sie die jüdische Gemeinschaft in Deutschland in ihrem Vertrauen in dieses Land getroffen: „Die zunehmende Gewalt und die zögerlichen politischen und zivilgesellschaftlichen Reaktionen bestärken die Misstrauischen und schwächen die Zuversichtlichen.“ Und die Antwort auf Gewalt gegen Jüdinnen und Juden nur mit erhöhtem Schutz sei keine Antwort, und stärke auch das Vertrauen in den deutschen Staat nicht. Aber menschliches Zusammenleben, sei (mit Hannah Arendt) „schlechterdings nicht möglich ohne ein schwer zu fassendes, aber grundsätzliches Vertrauen in das Menschliche aller Menschen“. Der Referent betonte: „Dieses grundsätzliche Vertrauen gibt es für Juden und Jüdinnen in Deutschland derzeit nicht!“ Und ob es gelingen kann, zerstörtes Vertrauen wieder aufzubauen, falle ihm schwer zu glauben – trotz allen Gestaltungswillens. Und er fügte hinzu: „Weil wir hier aber leben wollen, werden wir nicht weichen.“

Indien, Kenia, Griechenland – wo Menschen in Not sind, versucht **Elisabeth Kauder** (Stuttgart) zu helfen: Die Ärztin und Präsidentin der „German Doctors“ arbeitet in Slums und Flüchtlingslagern. Ihr Thema: **Vertrauen – Geschenk lebendiger Beziehung**. Ihre These: Die Grenzen des geschützten, vertrauten (immanenten) Raumes würden in der spirituellen Erfahrung überschritten (transzendiert). Der erste Schrei eines neu geborenen Kindes sei „existentielle Anfrage und Gesprächsangebot“. Die Antwort darauf ist prägend für das weitere Welterleben des Kindes. Sie nannte zwei Beispiele, eines fürs Misslingen und eines fürs Gelingen dieser Resonanz. So falle auf, dass die Romane des Krimiautors Georges Simenon durchwirkt seien von Düsternis, Härte, Schmerz und Schuld. Das Leben dieses Autors war geprägt von

Unstetigkeit, vielen Ortswechseln, zahllosen Frauen und von der Mutter entgegengebrachtem Misstrauen. Anders die gelungene Resonanz bei Olga Tokarczuk, Nobelpreisträgerin für Literatur (2018): In ihrer Nobelpreisrede erwähnt sie, Ihre Mutter habe sie bereits schon vermisst, als das Kind Olga noch gar nicht geboren war. Wieso? Antwort der Mutter: „Wenn man jemanden vermisst, bedeutet das, dieser Jemand ist schon da“. Olga Tokarczuk sei zu einer Erzählerin mit liebevollem Blick geworden auf Welt und Menschen: „Eine liebevolle, zugeneigte Betrachtung personifiziert alles, auf das sie sich bezieht.“ Vertrauen, so Elisabeth Kauder, „ist ein Geschenk geglückerter Beziehung. Im Umkreis menschlicher Begegnung, ist es ein gegenseitiges Geschenk der sich mit Interesse, mit Anerkennung und Zuneigung Begegnenden.“ Denn sprachgeschichtlich hänge Vertrauen mit Fest- und Sicher-Sein zusammen: „Wer sich von Vertrauen getragen fühlt, kann sich entfalten, sich etwas trauen, sich etwas zutrauen, etwas wagen. Und wenn das Wagnis gelingt, zeugt es Vertrauen, immer wieder aufs Neue.“ Das gelte besonders fürs Sprechen lernen, um vertraut zu werden mit der begegnenden Welt. Die Bedeutung des Gesprächs habe sie in Begegnung mit verschiedenen traumatisierten Patenkindern, konkret mit ihrem syrischen Patensohn Karam erlebt, so die Referentin. Karam sei in der Sandspieltherapie aufgefallen durch „seine besonders ausgeprägte Scheu, jeden körperlichen Kontakt ängstlich meidend, mit unruhig umherschweifendem Blick seine Umgebung ruhelos kontrollierend und tief traurig.“ Jedes Gespräch mit der Therapeutin endete mit der ängstlichen Frage: „Elisa, we speak“? So ein Gespräch fand immer wieder statt, auch und gerade beim gemeinsamen Kochen. „Elisa, ich kann plötzlich besser schlafen“, habe er eines Morgens erleichtert berichtet. Sie selber habe beispielhaft mit Karam erlebt, was an Schmerz der Raub der Sprache und die Vertreibung aus individueller und kultureller Identität bedeutet, wie man übrigens ja auch aus der Exilliteratur wisse. Deshalb habe sie selber zunehmend Zuflucht zur Bildsprache genommen, denn aus Jungscher Psychologie ist bekannt, dass sich die Menschen über die Kulturen hinweg in der Bildsprache seelisch verwandt fühlten. Das Sandspiel (begründet von der Kinderärztin Margaret Lowenfeld) gebe Möglichkeiten, Körperempfindungen und Gefühle im Sand ins Bild zu bringen, für die traumatisierten Jugendlichen zunächst keine Worte fanden. Am Beispiel verschiedener Fotos und Bilder zeigte Elisabeth Kauder dann, was bei ihrer Arbeit mit traumatisierten Minderjährigen in Griechenland entstanden ist. Die gezeigten Bilder machen nicht nur sichtbar, was den Jugendlichen im realen Leben widerfahren ist, sondern auch, welchen seelischen Niederschlag diese Widerfahrnis in ihrer Seele gefunden hat und wie aus dem Krieg im äußeren ein innerer Kampf geworden ist. Es sei ein langer Weg gewesen zu mehr innerer Freiheit, hin zu langsam wachsendem Vertrauen in sich selbst und in die Mitwelt. Dass dabei auch eigene Sprachbilder, sogar Gedichte entstehen konnten, gehörte zum Eindrucksvollsten im Bericht der Referentin. Auch die Möglichkeit, von vertrauten Ritualen zu erzählen (zum Beispiel von Beerdigungen) gehört dazu. Denn vertraute Rituale ermöglichen Vertrauen auf einer tiefen Ebene. Mit C.G. Jung: „Die entscheidende Frage für

den Menschen ist: Bist Du auf Unendliches bezogen oder nicht?“ Solch auf Unendliches Bezogen sein, gehöre zum wichtigsten Kriterium des Lebens, schloss Elisabeth Kauder.

„**Das Vertrauen und seine kluge Schwester die Skepsis**“ hatte der Theologe **Fulbert Steffensky** (Luzern) seinen Vortrag genannt. „Ich habe keine Lust“, begann er, „ständig Hüter meiner selbst zu sein. Darum nehme ich das Risiko des Vertrauens auf mich.“ Vertrauen bleibe Risiko, denn, so fragte er, ist es nicht leichtsinnig, dem Handwerker ungeprüft zu vertrauen; dem Arzt zu vertrauen, der mir Medikamente verschreibt, und dem Pfarrer, der mein Opfergeld einsammelt? Man brauche den Charme eines gewissen Leichtsinns, wenn man Vertrauen auf Vorschuss gibt auf die Gefahr hin, gelegentlich auch betrogen zu werden. Solch Leichtsinn sei schöpferische Tugend: „Es erschafft die Vertrauenswürdigkeit von Menschen. Sie lernen das Vertrauen, indem man ihnen vertraut. Ich selber lerne vertrauen, indem ich vertraue“. Aber gleichwohl schütze Misstrauen zunächst einmal vor Illusionen und Vertrauensseligkeit. Illusionen über sich selbst nämlich umgehen die Realität und bereiten die Gruben vor, in die man stürzen kann. Es sei schwer, die Illusionen über sich selbst loszuwerden, es sei auch schwer die Illusionen über den Menschen los zu werden, den man liebt und schätzt. Aber voll gelebt werde nur dort, wo Menschen gesellig sind und sich risikoreich einander anvertrauen; wo sie also die Abhängigkeit voneinander bejahen und wo sie darauf verzichten, ummauerte Wesen und vollkommene Meister ihrer selbst zu sein. Das sei nicht gesagt gegen die Würde, selber bestimmen zu können. Er plädiere, so Steffensky, für eine Abhängigkeit, die menschliche Autonomie nicht verletzt, sondern stärkt. Man sei jedoch nicht allein auf der Welt und gebäre sich nicht selbst: „Ich bin abhängig, aber nicht gedemütigt in dieser Abhängigkeit.“ Solche Abhängigkeit sei sogar gnädig, wenn man mit Gnade jene „Grunds Schönheit des Lebens“ meint: „Ich bin geboren und geborgen, weil sich jemand zu mir lebensfreundlich und gesellig zeigt.“ Das hat auch eine politische Seite, dann nämlich, wenn einem diese Gnade nicht zuteil oder gar ausgetrieben wird. Dann sei berechtigter Zweifel angesagt, wie Steffensky am Beispiel eines Arbeiters in einer Gießerei deutlich machte: „Immer öfter habe ich so ein Gefühl, als ob man mich bald wie einen alten Lappen, mit dem man sich noch einmal die Schuhe putzt, wegschmeißen wird. Ich befürchte sogar, dass mich bald niemand kennen würde, weder mein Meister noch meine Kinder; ... woran soll ich glauben?“ Vertrauen also kann geschändet werden durch Menschen und durch die Gesellschaft, in der wir leben. Die Möglichkeit zu vertrauen, hänge nicht nur von Menschen ab, die sich als vertrauenswürdig erweisen und erwiesen haben. Sie hänge auch von vertrauten und vertrauenswürdigen Welten ab, wie zum Beispiel der Natur und den Rhythmen des Lebens, die man wahrnimmt und denen man sich fügt. Die Trauer um seine Frau Dorothee Sölle sei der Untergang seiner Welt gewesen, bekannte der Referent: „Der Herbst kam und kümmerte sich nicht um meine Trauer. Der Winter kam und seine kalte Souveränität fragte nicht

um meine Trauer. Der Frühling kam, die Birke schlug aus und ich hörte plötzlich wieder einen Vogel in ihren Ästen singen, zum ersten Mal wieder. Der Rhythmus des Lebens mit seinem «alles vergeht» und seinem «alles kommt wieder» lehrte mich, kleiner zu werden in meinem Schmerz.“ Es seien Freunde, Formen und Rituale gewesen, die diese Situation getragen hätten. Wo man die missachte, sei man schnell überfordert, wenn man alles selber und originell gestalten wolle: „Die gefügte Form, die Formel, das Ritual retten vor der Überbewusstheit, sie wiegen uns ein in den Geist der Sache.“ Es falle auf, so der Theologe im letzten Teil seines Vortrags, dass besonders in der Alltagsfrömmigkeit viele und verschiedene Vertrauensbilder beschworen sind. Er verwies auf Sätze an alten Häusern: «Wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut.» Oder auf Kirchenlieder: «Was Gott tut, das ist wohlgetan», ihm musst du trauen, «wenn dir's soll wohlgehen.» Mit «eigenen Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigener Pein lässt Gott sich gar nichts nehmen, es muss erbeten sein». Grundzug dieser Sprache seien Gesten von Vertrauen, Ermunterung zu Vertrauen, Aufruf zum Vertrauen, Mahnung vor Misstrauen und Zweifel. Diese Haltung sei kein abstraktes Für-wahr-halten, sondern Vertrauen darauf, dass nichts im Leben verloren geht. Sie gehöre „zum trotzigen Reichtum der Menschen“, weil sie nicht selbstverständlich ist und weil so viel gegen das Weltvertrauen spricht. Solche Haltung, so Fulbert Steffensky überraschend, habe eine eigene Form von Schönheit. Es sei nämlich schön und menschenwürdig, dass ein Mensch sich die Hoffnung nicht verbieten lässt, dass man einen neuen Himmel und eine neue Erde erwartet, in der man nicht mehr ein erniedrigtes und beleidigtes Geschöpf ist, und dass die Opfer nicht Opfer bleiben und endgültig verspielt haben. Und sei es nur, dass man das eigene verlorene Weltvertrauen wiederfindet in alten Sätzen wie diesen „Der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz“. In diesen alten Sätzen könne man womöglich „Zeugen“ finden und Geborgenheit, „weit hinaus über eigenes Sprachvermögen“. Sein Schluss: „Ich spiele den Clown in der Sprache der anderen, und ich lese die Hoffnung ab von ihren Lippen. Wie buchhalterisch ist das Bestehen darauf, alles vor dem eigenen Gewissen allein verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die Sprache, die die Auferstehung der Toten und den Sturz der Tyrannen nennt. Oft genug spricht man die fremden Sätze gegen das eigene Herz. Ich bin nicht alleiniger Autor meines Vertrauens in die Welt und ins Leben. Ich flüchte in die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister und ich hoffe, wünsche und vertraue unter der Maske ihres Welt- und Gottvertrauens. Mein Trost: Ich bin nicht gezwungen, mein einsamer Meister zu sein.“

Für den Therapeuten und Märchenerzähler **Gideon Horowitz** (Stegen) sind „Märchen wie Edelsteine aus einem großen Schatz, von dem die Menschen aller Völker seit Urzeiten schöpfen.“ Unter dem Titel „**Hallo, mein Freund!**“ gab er einen Märchenabend mit drei Märchen, einem persischen, einem oberrheinischen und einem griechischen. Alle handelten von Vertrauen, Verrat und

Verbundenheit. In der „gestohlenen Perle“ ist es vor allem die Prinzessin, die Königstochter, die mit ihrem Vertrauen und ihrer Klugheit die Vertrauensbrecher in eine listige Rätsel Falle lockt und einem armen Bauern damit das Leben rettet. Im oberrheinischen Märchen vom Bärenmann ging es um die Erlösung von dessen tierischen Bärennatur, die nicht ohne Hilfe eines freundlichen Drachens von statten gehen kann. Nicht Drachenkampf also, sondern Drachenhilfe ermöglicht der ihren Bärenmann suchenden Prinzessin die Erlösung des Mannes von seinem Bärenfell; auch hier hat die Animaseite wesentlichen Anteil an der Wandlung. Im dritten Märchen mit dem Titel „Hallo, mein Freund“ kann die Prinzessin ihre Verstoßung durch den Vater mit Hilfe ihres freundlichen Mannes aufheben. Dem nämlich gelingt die Verwandlung des gefährlichen Drachens, der den Brunnen bewacht, indem er ihn anredet „Hallo, mein Freund“. An dieser Stelle kam der Erzähler geradezu humorvoll, auch sprachlich, zum dramatischen Höhepunkt. „Hallo, mein Freund“. Freundlich angeredet zu werden, ist überraschend für als böse geltende Drachen. Der Drache im Märchen kann sich – mit dem Erzähler – über die Anrede „Hallo, mein Freund“ so sehr freuen, dass er alle Wünsche erfüllt, die an ihn herangetragen werden. So wird dies Märchen zu einem Plädoyer fürs Vertrauen in Anerkennung und Angesehen werden. Selbst der Vater, der seine Tochter einst verstoßen hatte, weil sie ihn, wie sie sagte, so lieb wie Salz hat, kommt zur Einsicht: Mehr als süßer Zucker oder Honig, ist Salz das notwendige Lebensmittel.

Der Münchner Theologe und Journalist **Matthias Morgenroth** wollte unter dem Titel **„Wir: Sterbliche. Nachdenken über das schwindende Selbst-Vertrauen angesichts des Digitalen“** herausfinden, was das Digitale bewirkt, auch wenn die Wirkung bei Einzelnen verschieden sein mag. Der gegenwärtige Digitalisierungsschub könne „als Ausdruck eines gewaltigen Selbst-Verlusts“ beschrieben werden; als Ausdruck auch eines gewaltigen Vertrauensverlusts und zugleich als Verlust von Selbstvertrauen. „Und das – obwohl viele von uns das kaum wahrnehmen: das genau ist das Ungeheure daran“. Vom „Kopf“, vom Ort des Verstandes, der Ratio, des Selbst-Bewusstseins, des Rechnens und Berechnens käme die lange Tradition des Glaubens daran, alles in Daten und Zahlen zu übertragen. Grundgedanke sei: Wenn wir alles in Daten übertragen, dann könnten wir die damit verbundenen Zahlen, Daten, Diagramme und Bewertungen in aller Ruhe vernünftig rational anschauen. Wir hätten dann den besten Überblick über uns, über die Gemeinschaft und über die Welt bekommen. Aber dieser Übertragung des Ichs und des Lebens in Zahlen lägen Vorentscheidungen zu Grunde, die kaum reflektiert sind. Etwa Fragen danach, was als bedeutsam, wertvoll und maßgeblich gelten soll. Wenn man alles in die universelle Sprache der Mathematik überträgt, dann käme man schließlich auf den Gedanken: Alles würde messbar, direkt vergleichbar, sortierbar, quantifizierbar werden. In dieser Form der Verrechnung liege, so Morgenroth, eine der grundlegenden Faszinationen am Digitalen: Einfach Daumen hoch oder runter, shit oder like. Und das bedeute: „Die

Dauerübertragung alles und jedes in Daten, in Rankings und Normal- und Grenzwerte hat immense Auswirkungen auf das, was wir von uns denken; was wir über die Welt denken; und dann auch auf unser Tun.“ Statt dem eigenen Kopf zu vertrauen, setzten wir auf die Zahl, ein Selbst-Verlust. Mit dem Stichwort „Herz“ wies der Referent darauf hin, dass eben dies „Herz“ zu kurz kommt. Beispiel: Die neue Gewohnheit, jedes Ereignis in Echtzeit mit zu filmen, dann, wenn zum Beispiel das eigene Kind die ersten Schritte macht. Man möchte dies tolle Ereignis festhalten und filmt oder fotografiert es sofort mit der Folge: „Der direkte Moment, das unmittelbare Erleben sind futsch!“ Man könne sich nicht gleichzeitig himmelhochjauchzend darüber freuen, über den ersten Schritt des Kindes im Leben und es zugleich filmen. Denn mit dem Filmen – und das ist die Pointe – schieben wir etwas zwischen uns und die direkte Erfahrung, eine Art „Hornhaut auf der Seele“, die die direkte Erfahrung abfedert. Die eigene leibhaftige Wahrnehmung im Hier und Jetzt werde unwichtiger und vernachlässigbar. Hinzu komme das Bedürfnis, alles mit anderen zu teilen, jene Sammelwut, nach der etwas erst zählt, wenn wir alles geteilt und damit anderen mitgeteilt haben. „Die können dann sehen, was ich hätte sehen können, wäre ich nicht gerade beim Fotografieren gewesen“, fügte der Referent ironisch hinzu. Das Glück des Augenblicks werde dem allgemeineren Glück geopfert, Teil einer irgendwie geselligen Gemeinschaft zu sein, der das Dokumentierte zur Verfügung gestellt wird. „Die Dokumentation wird zum Selbstzweck und verdrängt das Glück, das sich aus der Tätigkeit selbst ergeben könnte.“ Außerdem: Was ich dokumentiert habe, wird vergleichbar. Gibt es noch bessere Fotos von anderen Leuten, die mit mir unterwegs waren? Wie kommentieren Freunde oder „Social-Media Freunde“ das Geschehen, das ich ihnen zeige? Unter welche Hashtags kann ich meine Fotos klassifizieren und sortieren, mit welchen müssen sie konkurrieren? So präge allein schon der Gedanke an die spätere Veröffentlichung die Situation selbst. Darum sei das Bauchgefühl, also der Raum der Intuition, so wichtig. Es sei eine Art von Intelligenz, die eher unbewusst und ohne kognitives Abwägen zu Ergebnissen kommt. Als digitales Äquivalent zur Intuition könnte man die auf Personen bezogen Algorithmen bezeichnen. Sie lernten selbständig lernen. Denn sie sammeln und scheinen jeder Zeit dann für uns passende Antworten zu liefern – und dies immer und immer besser – scheinbar intuitiv. Sie breiteten sich auf viele Gebiete aus bis hin zur Erforschung intimster und privater Bereiche, also wieder ein Selbstverlust. Denn man verlerne Selberentscheiden und Körpergefühl, Glücksempfinden im Augenblick und das Lauschen auf das Bauchgefühl. Das Digitale (Beispiel Smartphone) erlaube so etwas wie „sofortige Triebabfuhr im Virtuellen.“ Mit Gerald Hüther: „Wenn man Frust hat, ballert man ein bisschen herum. Wenn man sich einsam fühlt, chattet man ein bisschen herum. Wenn man ein sexuelles Bedürfnis hat, geht man auf eine Pornoseite – und so kann man jedes Bedürfnis, das man gerade hat, mithilfe dieser digitalen Medien abarbeiten, ohne dass das tatsächlich im realen Leben stattfindet.“ Auch hier gelte: was wir nicht trainieren, verlernen wir. Auch das Intimsein. Man sei blitzschnell auf der

ganzen Welt – und doch nur Weltzuschauer. „Rasender Stillstand“ eben. Man bediene sich also gern des Digitalen, weil es einfach ist und bequem und weil es Kontrolle suggeriere über uns und was wir von uns zeigen – über die andern, die ich einfach mal stummklicken kann, wenn ich mag – über die Welt, die zoombar und bunt ist und außerdem dauerhell, Tag und Nacht erleuchtet, immer da, ewig berechenbar: Digitale Kontrolle als Gegenmittel zur Lebens – und Todesangst. Das aber sei ein Gegenkonzept zu Vertrauen. Dieser Verlust des Selbst-Vertrauens habe eine lange Vorgeschichte. Matthias Morgenroth nannte die Körpervergessenheit der christlichen Jahrhunderte und die Darstellung des Menschen als Sünder, die Vorstellung: Menschen seien „Dummies, die erst zum Guten gestupst werden müssen – durch Apps und Algorithmen“. Der Selbstverlust habe auch mit der Kränkung zu tun, dass Menschsein eigentlich „antiquiert“ wirkt: Computer besiegen unsere besten Schachspieler. Schon das Handy kann alles schneller, weiß die besten Wege und das billigste Essen, verknüpft schneller und präziser als wir im Kopf. Wir unterliegen immer im Vergleich zu den Maschinen. Weil Maschinen schneller rechnen, betrachten wir uns selbst als unzurechnungsfähig. Und – noch viel schmerzhafter – „Maschinen sterben nicht.“ Der Philosoph Günther Anders habe das die „prometheische Scham“ genannt: Maschinen überdauern – wir sind Sterbliche. Fazit: Im Spiegel des Digitalen wird deutlich, warum wir uns dorthin flüchten, wo alles andauernd ewig hell, berechenbar ist. Aus Selbst-Verlust. Aus Körper-Verlust. Aus Angst vor dem Tod – und umgekehrt aus Angst vor der Lebendigkeit. Auf beides habe die Moderne wenig kollektive Antworten. Lösungswege: Sie führen meist durch die Angst vor dem Mut zu fragen, was wir im Digitalen vergessen, verdrängen, abspalten oder zu überwinden suchen, den Leib nämlich und damit die Unberechenbarkeit des Lebens, dessen Lebendigkeit und die Notwendigkeit eines neuen, neu zu findenden Vertrauens. In der Philosophie, Medizin und der Psychotherapie gebe es schon lange das Bewusstsein, dass Körper und Geist tief verbunden sind. Darum vier Impulse:

1. Das Selbstbewusstsein ist viel leiblicher, als wir gemeinhin annehmen.
2. Die Praxis der Meditation bezieht sich nicht auf ein rein geistiges Bewusstsein, sondern auf Leiblichkeit.
3. Die psychosomatische Praxis – egal ob in Kliniken oder in der eigenen Praxis vor Ort – bleibt weiterhin viel zu sehr der Dichotomie von Körper und Seele verhaftet. Sie geht immer noch von einer Überlegenheit der Seele über den Körper aus.
4. Das Interessante und das ganz besonders Heilende sei die Unmittelbarkeit des Leibes.

Wenn also Vertrauen, Lebendigkeit und Leiblichkeit zusammenhängen – dann könnten solche Impulse Wegweiser sein, eventuell auch für das nächste Thema dieser Tagung.

Wolfgang Teichert

Ankündigung der Arbeitstagung 2021

vorläufiges Leitthema:

Leibhaftigkeit Von Genuss, Vergänglichkeit und Vitalität

Datum: Sonntag, 31. Oktober 2021 bis
Donnerstag, 04. November 2021

Tagungsort: Inselhalle in Lindau und online

Eingeladene: Alle Interessierten, insbesondere alle in Heilberufen Tätigen sowie alle, die beruflich mit Menschen arbeiten.

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformular wird im Frühsommer 2021 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: igt e.V., Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Unser Tagungsband 2019 ist erschienen: „Respekt – Von Grenzen, Gräben und Brücken“ mit einem Vorwort von Konstantin Rößler (Patmos-Verlag).

Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten den Tagungsband kostenlos.

Die Vorträge unserer Tagung 2020 können außerdem als CD oder DVD über Auditorium Netzwerk, Hebelstraße 47, 79379 Müllheim / Baden, Tel.: 07631/938690, oder per E-Mail: info@auditorium-netzwerk.de bezogen werden.

Tagungstermin 2022
Sonntag, 30. Oktober bis Donnerstag, 03. November
